

BERICHTE UND DISKUSSIONEN

Toleranter Antiskeptizismus

Alex BURRI (Erfurt)

1. Formen des Antiskeptizismus

Der Skeptizismus bezüglich unserer empirischen Erkenntnisse besagt, daß wir weit weniger über die uns umgebende Welt wissen, als wir gemeinhin annehmen – nämlich so gut wie nichts. Da im wesentlichen jeder erkenntnistheoretische Ansatz als Antwort auf den Skeptizismus verstanden werden kann,¹ gibt es eine entsprechend große Vielfalt antiskeptischer Positionen. Diese können in zwei übergeordnete Klassen aufgeteilt werden: apriorische und aposteriorische.

Aposteriorisch ist eine antiskeptische Strategie dann, wenn sie von empirischen Befunden oder empirischen Theorien ausgeht, um für die Existenz genuinen Wissens und dementsprechend auch für eine optimistische Einschätzung unserer epistemischen Situation zu argumentieren. Ein typisches Beispiel hierfür liefern diejenigen naturalisierten Erkenntnistheorien, welche die Verlässlichkeit unserer Sinnesorgane respektive unseres kognitiven Apparates und infolge davon auch die Wahrheit unserer Überzeugungen evolutionstheoretisch begründen.

Als hervorragender Vertreter der naturalisierten Erkenntnistheorie hält zum Beispiel Quine den radikalen Skeptizismus bezüglich der Außenwelt nicht für inkohärent,² obwohl die skeptischen Zweifel seines Erachtens ein Nebenprodukt des empirischen Wissens sind und ohne dieses folglich gar nicht aufkommen könnten. Solange nämlich das Argument des Skeptikers als *reductio ad absurdum* der empirischen Erkenntnis gedacht sei, dürfe dieser bedenkenlos von unserem „Wissen“ über Luftspiegelungen, Regenbögen, scheinbar gebrochene Stäbe im Wasser, Nachbilder, Träume und andere Phänomene ausgehen, ohne dadurch eine *petitio principii* zu begehen.³ Wenn sich der Skeptiker aber empirischer Erkenntnisse bedienen kann, um die Vertrauenswürdigkeit der empirischen Erkenntnis in Zweifel zu ziehen, so steht es dem Antiskeptiker naturalistischer Prägung seinerseits frei, sie mit Hilfe empirischer Befunde und Theorien wiederherzustellen. Und zu diesem Zweck drängt sich Darwins Lehre geradezu auf: „Creatures inveterately wrong in their inductions have a pathetic but praiseworthy tendency to die before reproducing their kind.“⁴

Die apriorischen Formen des Antiskeptizismus lassen sich je nach der Stärke ihrer jeweiligen Behauptungen ihrerseits in zwei Sorten unterteilen: radikale und moderate. Den radikalen Spielarten zufolge muß die erkenntnistheoretische Position des Skeptikers als inkohä-

¹ Vgl. T. Nagel, *The View from Nowhere* (New York 1986) 68.

² Siehe W. V. Quine, *Things and Their Place in Theories*, in: W. V. Quine, *Theories and Things* (Cambridge, Mass. 1981) 1–23; 22.

³ Siehe W. V. Quine, *The Nature of Natural Knowledge*, in: S. Guttenplan (Hg.), *Mind and Language* (Oxford 1975) 67–81; 67f. sowie P. Kitcher, *The Naturalists Return*, in: *The Philosophical Review* 101 (1992) 53–114; 96.

⁴ W. V. Quine, *Natural Kinds*, in: W. V. Quine, *Ontological Relativity and Other Essays* (New York 1969) 114–138; 126.

rent zurückgewiesen werden, während sie laut den gemäßigten Auffassungen lediglich auf einem unzureichenden oder schiefen Verständnis bestimmter Begriffe beruht. So wird dem Skeptiker von moderater Seite oft vorgeworfen, er versehe den Begriff des Wissens mit absonderlich strengen Kriterien und stelle dadurch unerfüllbare Anforderungen an das Vorliegen genuiner Erkenntnis.⁵ Dementsprechend wird seine These häufig als trivial empfunden: „this makes the skeptics' use of ‚know‘ one in which it is virtually tautological that one does not ‚know‘ anything.“⁶

Während ein Einwand dieser vergleichsweise moderaten Art die Aussagen des Skeptikers als inhaltsleer oder banal zu entkräften trachtet, zielen die radikaleren Strategien darauf ab, sie als inkohärent oder selbstwidersprüchlich zu diskreditieren. Es sei für den Skeptiker nämlich unmöglich, so lautet ein entsprechender Vorwurf, seine Argumente und Thesen überhaupt auszudrücken, ohne dadurch gleichzeitig das semantische Fundament zu zerstören, auf dem sie und ihre Bedeutung ruhen. Wittgenstein zum Beispiel hält dem wohl bekanntesten skeptischen Gedankengang kartesischer Provenienz folgendes entgegen: „Das Argument ‚Vielleicht träume ich‘ ist darum sinnlos, weil dann eben auch diese Äußerung geträumt ist, ja auch das, daß diese Worte eine Bedeutung haben.“⁷ Und Putnam hält die (an Descartes' Dämonhypothese gemahnende) skeptische Möglichkeit der Gehirne im Tank für selbstwidersprüchlich, weil das Wort „Tank“ in jeder möglichen Welt, in der wir Gehirne im Tank sind, nicht auf den besagten Tank referiere und der Satz „Wir sind Gehirne im Tank“ folglich in *allen* möglichen Welten (und somit notwendigerweise) falsch sei.⁸

2. Zirkularität und *ignoratio elenchi*

Aposteriorische Antworten auf den Skeptizismus bezüglich des empirischen Wissens haben, wie ich anderswo ausführlicher darzulegen versuchte, meines Erachtens einiges für sich.⁹ In diesem und im nächsten Abschnitt geht es mir jedoch darum, kurz auf ein paar allgemeine Einwände gegen die soeben skizzierten Typen des Antiskeptizismus einzugehen. Gerade im Falle der aposteriorischen Ansätze liegen diese auf der Hand: Wer, so lautet das naheliegendste Gegenargument, die Wahrheit beziehungsweise Verlässlichkeit empirischer Hypothesen und Theorien ihrerseits mit einer empirischen Theorie wie derjenigen Darwins zu belegen versucht, der dreht sich bloß im Kreis – der setzt in seiner vermeintlichen Antwort auf den Skeptiker genau das voraus, was dieser von Anfang an in Frage gestellt hat. Oder, ganz im Sinne von Barry Stroud, anders herum betrachtet: Ein Problem, das die empirische Wissenschaft zu lösen vermag, kann nicht das vom traditionellen Skeptiker aufgeworfene Problem sein.¹⁰

⁵ Vgl. N. Rescher, *Human Knowledge in Idealistic Perspective* (Princeton 1992) 31f.

⁶ H. Putnam, *Skepticism*, in: M. Stamm (Hg.), *Philosophie in synthetischer Absicht* (Stuttgart 1998) 239–268; 252.

⁷ L. Wittgenstein, *Über Gewißheit* (Frankfurt am Main 1970) § 383. Und an einer anderen Stelle fügt er hinzu, daß die geträumte Äußerung „Ich träume“ selbst dann nicht wahr wäre, wenn der Träumende hörbar redete (siehe *Über Gewißheit*, § 676). Denn, so verstehe ich Wittgenstein hier, wer im Schlaf spricht, stellt keine genuine, wahrheitsfähige Behauptung auf – und wer im Schlaf „denkt“, fällt eben auch kein genuines Urteil.

⁸ Siehe H. Putnam, *Reason, Truth and History* (Cambridge 1981) 5–8 und 14f.

⁹ Siehe A. Burri, *Zweifelhaft Gewißheiten. Skepsis, Sprachgebrauch und Wittgenstein*, in: *Logos* 6 (1999) 1–26.

¹⁰ Siehe B. Stroud, *The Significance of Philosophical Scepticism* (Oxford 1984) 221.

Dieser Zirkularitätsvorwurf, dem sich ein Naturalist quinescher Prägung ebenso zu stellen hat wie einem Reliabilist goldmanscher Provenienz,¹¹ sei hier an einem von John Heil verwendeten Beispiel illustriert: Nehmen wir an, ein Naturalist oder Reliabilist wolle aufzeigen, daß unsere Sinneswahrnehmung zuverlässige Informationen über die Welt liefert, daß die der menschlichen Wahrnehmung zugrundeliegenden Prozesse also in verlässlicher Weise mehrheitlich wahre Überzeugungen hervorbringen. Er entwirft verschiedene psychologische Experimente, welche belegen sollen, daß die menschlichen Wahrnehmungsprozesse effektiv verlässlich sind. Bei der Durchführung dieser Experimente muß er sich aber seinerseits auf Sinneswahrnehmungen stützen – nämlich auf seine eigenen. Deren Verlässlichkeit steht jedoch ebenso zur Debatte wie diejenige der untersuchten Wahrnehmungsprozesse. Folglich setzen seine Experimente genau das voraus, was durch sie überhaupt erst festgestellt werden sollte.¹²

Auch evolutionstheoretisch statt psychologisch fundierte Argumente werden dem Naturalisten hier nicht weiterhelfen, weil die Evolutionstheorie, ebenso wie jede andere empirische Theorie auch, ihre Glaubwürdigkeit letztlich aus der Beobachtung bezieht und die Zuverlässigkeit der letzteren somit nicht ohne Zirkularität zu untermauern vermag.

Strouds Art, den Zirkularitätseinwand zu formulieren, nimmt im Grunde genommen bereits einen zweiten, damit verwandten Vorwurf an den aposteriorischen Antiskeptizismus vorweg: Die naturalistischen Antworten auf den Skeptizismus seien, so das zweite Gegenargument, von der falschen Sorte; sie begegneten dem Skeptiker auf der falschen Ebene und verkennten seine Herausforderung deshalb gründlich. Die vom Skeptiker aufgeworfenen Fragen gehörten nämlich gar nicht zur Kategorie derjenigen Probleme, die sich mit Hilfe von zusätzlichen Experimenten, neuen Beobachtungen und noch ausgeklügelteren empirischen Theorien lösen ließen.

Diesem zweiten Vorwurf zufolge muß aber nicht nur der philosophische Gebrauch einer wissenschaftlichen Theorie wie derjenigen Darwins sein Ziel verfehlen, sondern beispielsweise auch Moores antiskeptischer Versuch, die Existenz der Außenwelt vermittels alltäglicher Wahrheiten wie „Hier ist eine Hand“ zu beweisen. So schreibt Wittgenstein:

„Die Existenz der äußeren Welt bezweifeln“ heißt ja nicht, z.B., die Existenz eines Planeten bezweifeln, welche später durch Beobachtung bewiesen wird. – Oder will Moore sagen, das Wissen, hier sei eine Hand, ist von anderer Art als das, es gebe den Planeten Saturn? Sonst könnte man den Zweifelnden auf die Entdeckung des Planeten Saturn hinweisen und sagen, seine Existenz sei nachgewiesen worden, also auch die Existenz der äußeren Welt.¹³

Wittgensteins Frage, ob für Moore (oder seinen skeptischen Gegenspieler) ein Befund des gesunden Menschenverstandes anderer Art sei als eine astronomische Aussage, ist (trotz einiger offensichtlicher Unterschiede) bloß rhetorisch.¹⁴ Und deshalb ist mit wahren Äußerungen wie „Hier ist eine Hand“ oder „Der Planet Neptun wurde 1846 entdeckt“ letztlich auch kein antiskeptischer Staat zu machen. Denn ein Immaterialist wie Berkeley oder ein Sinnesdatentheoretiker wie der frühe Russell wird die Wahrheit solcher Aussagen gar nicht bezweifeln, sondern ganz einfach bestreiten, daß es sich bei einem Planeten oder einer Hand

¹¹ Vgl. A. I. Goldman, What Is Justified Belief?, in: G. Pappas (Hg.), *Justification and Knowledge* (Dordrecht 1979) 1–23.

¹² Siehe J. Heil, *Skepticism and Realism*, in: *American Philosophical Quarterly* 35 (1998) 57–72; 65.

¹³ Wittgenstein, *Über Gewißheit*, § 20, Hervorhebung L. W.

¹⁴ So schreibt G. E. Moore (Proof of an External World, in: G. E. Moore, *Philosophical Papers* [London 1959], 127–150) ausdrücklich: „from ‚There is at least one star‘ there follows not only ‚There is at least one thing to be met with in space‘ but also ‚There is at least one external thing‘“ (144).

um einen (im philosophisch relevanten Sinne des Wortes) äußeren Gegenstand handelt. Anders gesagt wird er, so zumindest formuliert es Wittgenstein, einem Kritiker wie Moore antworten, „um den praktischen Zweifel, der beseitigt ist, habe es sich ihm nicht gehandelt, es gebe aber noch einen Zweifel *hinter* diesem“. ¹⁵

Eine solche Ignoratio-elenchi-Replik läßt allerdings offen, was der Skeptiker eigentlich bezweifelt – wenn nicht die Existenz meiner rechten Hand oder des Planeten Neptun. Worin besteht eigentlich jener „Zweifel hinter dem praktischen Zweifel“ und jene skeptische Herausforderung, welche vom Naturalisten scheinbar falsch eingeschätzt wird? Und wie verleiht man einem solchen Zweifel oder einer derartigen Herausforderung überhaupt Ausdruck? Selbst Berkeley und der Russell des logischen Atomismus können ja nicht bestreiten, daß wir einen wahrgenommenen Tisch im Gegensatz zu einem halluzinierten Tisch „wirklich“ respektive „materiell“ nennen und daß wir zwischen „äußeren“ Zuständen wie Wassertemperaturen und „inneren“ Zuständen wie Kopfschmerzen zu unterscheiden pflegen. Was also meinen sie, wenn sie behaupten, ein Tisch sei kein materieller, kein äußerer Gegenstand, sondern bloß eine Vorstellung beziehungsweise ein Bündel von Sinnesdaten? Wie können sie ihr philosophisches Anliegen formulieren, ohne gegen den standardisierten Gebrauch von Wörtern wie „materiell“, „außen“ oder „Vorstellung“ zu verstoßen?

Damit sind bereits einige Punkte genannt, die typischerweise vom apriorischen Antiskeptiker ins Feld geführt werden. Dieser hat, wie wir in summarischer Form gleich sehen werden, indessen seinerseits mit tiefgreifenden Schwierigkeiten zu kämpfen.

3. Die Inkohärenzproblematik

Schon seit ihren kartesischen Ursprüngen hat es der modernen Erkenntnistheorie an apriorischen „Widerlegungen“ des Skeptizismus nicht gemangelt. Sie sind weit vielfältiger und in ihrer Stoßrichtung respektive Argumentation weit disparater als die Antiskeptizismen naturalistischer oder Moorescher Provenienz. Dementsprechend fällt es auch sehr schwer, Merkmale oder gar Schwächen zu finden, die sämtlichen derartigen Widerlegungsversuchen gemeinsam sind. Meines Erachtens besteht aber zumindest eine grundsätzliche Unzulänglichkeit darin, daß der Apriorismus mit der ihm eigentümlichen Rigorosität das vom Skeptiker aufgeworfene Problem nicht eigentlich löst, sondern regelrecht beseitigt und dadurch als eine Art Mißverständnis oder Illusion abtut. Letzteres scheint der Sache jedoch aus mehreren Gründen nicht gerecht zu werden.

So können, wie John Heil zu Recht bemerkt, die dem Skeptizismus zugrundeliegenden Motive von jedem ohne weiteres erkannt und gewürdigt werden:

Skeptical worries can be generated by doing very little philosophy, as anyone who has introduced first-year students to Descartes's *Meditations* can attest. This is an important feature of skepticism. Failing to appreciate it can lead to misleading views concerning what the skeptic is up to. ¹⁶

Die Einfachheit respektive Verständlichkeit skeptischer Beweggründe läßt es sehr unwahrscheinlich erscheinen, daß die aus ihnen resultierenden Bedenken aufgesetzt, eingebildet oder gar inkohärent sind. Angesichts der von Heil treffend geschilderten Situation wäre es zum Beispiel höchst verwunderlich, wenn der Skeptizismus auf einem außergewöhnlichen, nur von einigen wenigen Philosophen verwendeten Wissensbegriff beruhte oder wenn die skeptischen Thesen flagrante Unstimmigkeiten aufwiesen respektive in offensichtlicher

¹⁵ Wittgenstein, Über Gewißheit, § 19, Hervorhebung L. W.

¹⁶ Heil, Skepticism and Realism, 59.

Weise unsinnig wären. Von letzterem auszugehen, liefe sogar auf einen Versuch hinaus, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben: Denn nur wer annimmt, alle gewöhnlichen Sprachbenützer (Heils „first-year students“) *täuschten* sich über die wahre Bedeutung der vom Skeptiker verwendeten Ausdrücke, also nur wer seinerseits einen massiven Bedeutungs-skeptizismus vertritt, wird behaupten können, daß die skeptischen Thesen dem Anschein zum Trotz inhaltsleer, unverständlich oder inkohärent seien.

Neben der Leichtigkeit, mit der philosophisch ungebildete Leute in das skeptische Denken eingeführt werden können, spricht *prima facie* auch die lange Geschichte der Erkenntnistheorie gegen eine These, wonach der Zweifel am Vorliegen genuiner empirischer Erkenntnis einem Mißverständnis, einer Begriffsverwirrung oder etwas Vergleichbarem entspringe. Die meisten erkenntnistheoretischen Positionen können ja – ich habe es zu Beginn von § 1 bereits erwähnt – als Antworten auf den Skeptizismus verstanden werden. Es wäre deshalb höchst erstaunlich, wenn sich nun im nachhinein herausstellte, daß dieser ein bloßes Scheinproblem ist – ein Scheinproblem, um das die Philosophie der letzten dreihundertfünfzig Jahre versehentlich großes Aufheben gemacht hat.

Allerdings müssen begriffliche Unstimmigkeiten, wie sie der apriorische Antiskeptiker in den Thesen seines Gegenspielers vermutet, nicht zwangsläufig auf den ersten Blick erkennbar sein. Unter Umständen bleiben sie einer äußerlichen Betrachtung nämlich verborgen; dann werden sie wohl bestenfalls im Zuge einer tiefgreifenden Begriffsanalyse an den Tag gelegt werden können. So wurde zum Beispiel erst nach der Entdeckung der Russellschen Antinomie klar, daß mit dem *a priori* völlig einleuchtenden Komprehensionsprinzip der naiven Mengenlehre etwas nicht stimmt und daß unsere ursprünglichen Annahmen bezüglich des Mengenbegriffs wegen der aufgetauchten Inkonsistenz revidiert werden müssen.¹⁷ Weshalb sollte etwas Vergleichbares also nicht auch auf bestimmte Begriffe, Voraussetzungen oder Behauptungen des Skeptizismus zutreffen?

Der Vergleich mit den Auswirkungen der Russellschen Antinomie ist deshalb irreführend, weil die Mathematik im Gegensatz zur Philosophie so etwas wie *begriffliche Autonomie* genießt: Die mathematische Definition eines Ausdrucks wie etwa „Relation“ oder „Funktion“ muß sich überhaupt nicht mit der alltäglichen Verwendungsweise des entsprechenden Wortes decken. Ob also zum Beispiel der Begriff der leeren Menge im Alltag einen vernünftigen Sinn ergibt, spielt für mathematische Belange gar keine Rolle. In der Philosophie verhält es sich jedoch anders. So kann ein Erkenntnistheoretiker Termini wie „Rechtfertigung“ oder „Wissen“ nicht nach eigenem Gutdünken definieren, sondern muß dem gewöhnlichen Sprachgebrauch stets Rechnung tragen. Ansonsten setzt er sich schnell dem Verdacht aus, einfach das Thema gewechselt zu haben und nicht wirklich über Rechtfertigung, Wissen oder was auch immer zu sprechen. Falls nun eine vom apriorischen Antiskeptiker vorgenommene Begriffsanalyse ergäbe, daß zum Beispiel das, was viele unbefangene Leser der Kartesischen *Meditationen* (und mit ihnen eine ganze Reihe von Philosophen) für eine echte Herausforderung gehalten haben, eigentlich inkohärent und unsinnig sei, so würde dieses Resultat letztlich eher gegen die Begriffsanalyse als gegen den Skeptizismus sprechen.

Andererseits scheinen dem Aprioristen sehr ähnliche Argumente mit umgekehrten Vorzeichen zur Verfügung zu stehen. So wurde dem Skeptiker vorgeworfen, Wörter wie „wissen“ oder „zweifeln“ in einer dem gewöhnlichen Sprachgebrauch völlig zuwiderlaufenden Weise zu verwenden.¹⁸ Und es läßt sich in der Tat nicht bestreiten, daß wir im Alltag sowohl

¹⁷ Siehe A. Burri, *The Linguistic Winding Road*, in: *Dialectica* 46 (1992) 215–224; 217f.

¹⁸ Vgl. J. L. Austin, *Other Minds*, in: J. L. Austin, *Philosophical Papers* (Oxford 1979) 76–116; 82f. sowie C. S. Peirce, *The Fixation of Belief*, in: C. Hartshorne / P. Weiss (Hg.), *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Vol. 5 (Cambridge, Mass 1960) 223–247; 230–233 und C. S. Peirce, *What Pragmatism Is*,

anderen als auch uns selbst laufend zahlreiche Kenntnisse über die Welt zusprechen. Folglich könne, so das naheliegende Argument, der Skeptiker mit einer Äußerung wie „Wir wissen so gut wie nichts über die Welt“ gar nicht im Ernst behaupten, wir wüßten so gut wie nichts über die Welt; letzteres sei nämlich offensichtlich falsch oder unsinnig, weil es der gewöhnlichen Verwendung und somit der Bedeutung des Wortes „wissen“ entgegenstehe. Somit bleibt, wie es scheint, nur noch eine Möglichkeit offen: Der Skeptiker meint mit „wissen“ gar nicht *wissen*, sondern irgend etwas anderes. In diesem Falle brauchen wir uns als Erkenntnistheoretiker, denen es ums *Wissen* geht, aber offenbar nicht mehr länger mit dem Skeptizismus zu beschäftigen.

Nun haben wir eine Pattsituation vor uns: Beide Kontrahenten werfen sich gegenseitig vor, mit ihren jeweiligen Thesen und Argumenten die sprachliche Intuition zu verletzen. Das dürfte allerdings kein Zufall sein, sondern einer „metaphilosophischen“ Begebenheit gleichkommen, die sich bis zu einem gewissen Grade erklären läßt. So hat Edward Craig in diesem Zusammenhang geltend gemacht, daß wir bezüglich des Wissensbegriffs zwei voneinander unabhängige Intuitionen besitzen: eine, die den Umfang des Begriffs betrifft, und eine, die sich um seinen Inhalt dreht. Jene kommt vor allem bei der klassischen Begriffsanalyse zum Zuge, die im wesentlichen darin besteht, einen zum „intuitiven Umfang“ passenden Inhalt zu finden – typischerweise in Form notwendiger und zusammen hinreichender Begriffsmerkmale.

Hingegen offenbart sich der „intuitive Inhalt“ des Wissensbegriffs laut Craig nicht zuletzt am Phänomen des Skeptizismus:

Der Skeptiker meint, wir wüßten lange nicht alles, was wir zu wissen behaupten. [...] Der Gedanke, das berühmte Teufelchen von Descartes könnte uns alle diejenigen Wahrnehmungen einflößen, die wir jetzt haben, [...] vermag uns immer noch in Verlegenheit zu bringen. Einerseits hat er etwas Absurdes an sich, andererseits hat man das unruhige Gefühl, daß wir ihn nicht einfach abtun können [...]. Dafür sehe ich nur eine mögliche Erklärung: da der skeptische Gedankengang in krassem Konflikt steht mit dem intuitiven Umfang, muß er irgendwie an irgendeinen obskuren halbbewußten intuitiven Inhalt anknüpfen; denn sonst müßten wir nicht bloß den Eindruck haben, der Skeptiker habe Unrecht, sondern daß er nicht einmal im entferntesten zur Sache rede.¹⁹

Es ist demnach der Konflikt zwischen unseren beiden voneinander unabhängigen Intuitionen bezüglich des Wissensbegriffs, der den Umstand erklärt, daß sich der Skeptiker und sein Gegenspieler gegenseitig Sprachgebrauchs- und Intuitionsverletzungen vorwerfen (siehe aber § 9).

Allerdings hat meiner Meinung nach der Skeptiker in dieser Kontroverse die etwas besseren Karten, weil sie sich um die *apriorischen* Aspekte der ganzen Problematik dreht und weil zumindest hinsichtlich apriorischer Belange dem „intuitiven Inhalt“ mehr Gewicht beigegeben werden sollte als dem „intuitiven Umfang“. Schließlich geht es in der betreffenden Kontroverse ja darum, ob gewisse Behauptungen *kohärent* sind oder nicht. Und darüber gibt der Begriffsumfang keine Auskunft. Denn aus der Tatsache, daß die Extension des in skeptischen Thesen enthaltenen Prädikates „wissen“ *ex hypothesi* leer ist, folgt nicht, daß dessen Intension im skeptischen Kontext inkohärent ist – ebensowenig wie aus der faktischen Nichtexistenz von Einhörnern folgt, daß sich der Begriffsinhalt von „Einhorn“ aus miteinander unverträglichen Merkmalen zusammensetzt.

in: C. Hartshorne / P. Weiss (Hg.), *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Vol. 5 (Cambridge, Mass. 1960) 272–292; 278 f.

¹⁹ E. Craig, *Was wir wissen können* (Frankfurt am Main 1993) 19.

4. Der Mittelweg und ein skeptisches Argument

Angesichts der hier zwar vereinfacht und überspitzt dargestellten, jedoch zweifelsohne tiefgehenden Schwierigkeiten, die sich dem aposteriorischen und apriorischen Antiskeptizismus grundsätzlich stellen, scheint sich ein Mittelweg zu empfehlen oder gar aufzudrängen – ein Standpunkt also, der die skeptische Herausforderung sehr wohl als solche akzeptiert und ernst nimmt, sie aber gleichzeitig in die Schranken weist. Dieser tolerante Antiskeptizismus zielt mit anderen Worten darauf ab, die sachliche Unangemessenheit der radikaleren Repliken zu vermeiden und dem Skeptiker weder mit der üblichen Geschäftigkeit (das heißt mit zusätzlicher empirischer Forschung) noch mit einer Art Gesprächsverweigerung (das heißt mit einem Inkohärenz- respektive Nichtigkeitsvorwurf) zu begegnen.

Allerdings stellt sich fast unweigerlich die Frage, ob die möglichen Alternativen nicht bereits ausgeschöpft worden sind, ob also zwischen jenen beiden Extrempositionen wirklich noch genügend Platz für eine eigenständige dritte Ansicht übrigbleibt. Mein Fazit wird sein, daß der tolerante Antiskeptizismus, der vordergründig attraktiv und distinkt wirkt, instabil ist und, je nach Spielart, in die eine oder andere Extremposition umkippt.

Betrachten wir zunächst ein für die Skeptizismusdebatte zentrales Argumentations-schema an einem Beispiel: Im örtlichen Zoo komme ich an einem mit „*Equus grevyi*“ angeschriebenen Gehege vorbei, in dem ein schwarzweiß gestreiftes, einem Pferd sehr ähnlich sehendes Tier weidet, und ich sage zu meiner Nichte: „Das ist ein Zebra“. Nun ist, wie wir annehmen wollen, meine Überzeugung jedoch falsch, weil die Zooleitung zur Senkung der Kosten heimlich beschlossen hat, anstatt teurer Zebras geschickt bemalte Maulesel zu halten. Unter diesen Umständen kann natürlich nicht davon die Rede sein, ich *wüßte*, daß es sich beim weidenden Tier um ein Zebra handelt – es ist ja keines. Soviel ist unkontrovers. Der Skeptiker geht aber einen Schritt weiter. Seiner Meinung nach würde meine Überzeugung nämlich selbst dann kein Wissen sein, wenn jenes Tier tatsächlich ein Zebra wäre und ich mich mithin gar nicht täuschte.

Auf den ersten Blick erscheint diese Behauptung höchst abwegig. Denn in einer Situation, in der das weidende Tier effektiv ein Zebra ist, sind alle drei Bedingungen erfüllt, die man traditionellerweise an das Vorliegen von Wissen stellt: (i) Ich bin davon überzeugt, daß es ein Zebra ist, (ii) meine Überzeugung ist wahr, und (iii) ich kann sie wie folgt begründen: (a) das Tier sieht einem Pferd sehr ähnlich, (b) es hat ein schwarzweiß gestreiftes Fell, und (c) es weidet in einem Gehege, das mit „*Equus grevyi*“ angeschrieben ist. Dem Skeptiker zufolge reichen diese Fakten zusammengenommen aber nicht aus, um der Überzeugung den Status von Wissen zu verleihen – und zwar deshalb, weil die schiere logische Möglichkeit, daß es sich bei jenem Tier um einen geschickt getarnten Maulesel handeln könnte, jeden durch die Tatsachen auch noch so gut legitimierten Wissensanspruch untergräbt.

Das Argument, das der Skeptiker dafür vorlegt, beruht auf überraschend bescheidenen Prämissen. Seine erste Voraussetzung nutzt lediglich unsere Intuition bezüglich des Wissensbegriffs aus und besagt in ihrer allgemeinsten Form:

(AP) Wenn S weiß, daß p, und wenn S weiß, daß q aus p folgt, dann weiß S, daß q. Dieses Abgeschlossenheitsprinzip ist die schwächere wissenslogische Variante des *modus ponens*²⁰ und intuitiv völlig plausibel: Wenn ich zum Beispiel weiß, daß es jetzt regnet, und

²⁰ Die schwächere Variante ist also die Abgeschlossenheit des Wissens unter *gewußter* Implikation, $[Kp \wedge K(p \supset q)] \supset Kq$, die stärkere hingegen die Abgeschlossenheit des Wissens unter (bloßer) Implikation: $[Kp \wedge (p \supset q)] \wedge Kq$. Letztere ist weniger plausibel, weil ich die Axiome und einen Konsistenzbeweis für das betreffende Axiomensystem kennen kann, ohne gleichzeitig auch jedes aus dem System deduzierbare Theorem zu kennen und mithin auch für wahr zu halten.

wenn ich weiß, daß die relative Luftfeuchtigkeit bei Regen hoch ist, dann weiß ich auch, daß die relative Luftfeuchtigkeit jetzt hoch ist. So einleuchtend das auch klingen mag – das Prinzip (AP) führt gerade im Zusammenhang mit skeptischen Szenarien wie dem oben erwähnten Mauleselbeispiel zu einfachen Argumenten, die unsere Wissensansprüche im Hinblick auf zahllose empirische Propositionen zu unterhöheln scheinen.

Zu diesem Zweck wählen wir irgend einen empirischen Satz aus, der im Schema (AP) an die Stelle von „p“ treten soll – in unserem Fall also den Satz „Das Tier dort ist ein Zebra“. Dann ersetzen wir die Variable „q“ durch die Negation einer mit ihm unverträglichen, sogenannten *skeptischen Alternative* – in diesem Falle also beispielsweise durch einen Satz wie „Das Tier dort ist kein mit täuschend echten Streifen bemalter Maulesel“. ²¹ Skeptische Alternativen werden mit Bedacht so gewählt, daß ein durchschnittliches Subjekt über ihre Unverträglichkeit mit p im Bilde ist; das trifft im vorliegenden Beispiel deshalb zu, weil wir einem kompetenten Sprecher der deutschen Sprache zweifelsohne folgendes Wissen zuschreiben können: „Ist etwas ein Zebra, so ist es kein Maulesel“. Wer die deutsche Sprache beherrscht, der weiß nämlich, daß die beiden Wörter „Zebra“ und „Maulesel“ zwei disjunkte Klassen von Tieren bezeichnen.

Schließlich substituieren wir im Schema (AP) noch die Variable „S“ durch den Namen irgend einer Person (nennen wir sie N. N.), welche der deutschen Sprache mächtig ist. Aufgrund der eben beschriebenen drei Schritte gewinnen wir aus (AP) die erste Prämisse des skeptischen Argumentes:

(P1) Wenn N. N. weiß, daß das Tier dort ein Zebra ist, dann weiß er auch, daß es kein mit täuschend echten Streifen bemalter Maulesel ist.

N.N. steht im Zoo vor einem Gehege, das mit „Zebra (*Equus grevyi*)“ angeschrieben ist; das Tier, das er betrachtet, hat schwarzweiße Querstreifen und die Gestalt eines kleinen Pferdes. Aus der Sicht eines durchschnittlichen Zoobesuchers wie N. N. spricht mithin alles dafür, daß es sich dabei um ein Zebra handelt. Der Witz skeptischer Alternativen besteht jedoch gerade darin, mit sämtlichen Indizien respektive Belegen verträglich zu sein, die dem betreffenden Subjekt zur Beurteilung der Situation momentan zur Verfügung stehen. Dementsprechend kann N. N. eine Hypothese, wonach jenes Tier ein getarnter Maulesel sei, aufgrund der verfügbaren Informationen auch nicht falsifizieren. Und daraus folgt wiederum:

(P2) N.N. weiß nicht, daß das Tier dort kein mit täuschend echten Streifen bemalter Maulesel ist.

Aus den beiden Prämissen (P1) und (P2) erhält man durch *modus tollens* schließlich die skeptische Konklusion (KS):

(KS) N.N. weiß nicht, daß das Tier dort ein Zebra ist.

Für sich genommen hat diese singuläre Konklusion natürlich kein erkenntnistheoretisches Gewicht. Doch steht sie stellvertretend für eine umfangreiche und somit bedeutsame Klasse von Sätzen des Typs „S weiß nicht, daß p“, welche sich durch analog konstruierte Argumente aus dem Prinzip (AP) gewinnen lassen. Dabei ist man im übrigen nicht darauf angewiesen, daß man zum jeweils ausgewählten Satz p eine skeptische Alternative findet, die ähnlich gut zu p paßt wie die Maulesel-Hypothese zur Zebra-Hypothese. Denn dank der kartesischen Traum- und Dämonargumente verfügt der Skeptiker über universelle Verfahren, um aus einem beliebigen empirischen Satz p vollwertige skeptische Alternativen der Form „Ich träume, daß p“ beziehungsweise der Form „Ein böser Dämon/Wissenschaftler macht mich fälschlicherweise glauben, daß p“ zu gewinnen.

²¹ Dieses Beispiel stammt von F. Dretske (Epistemic Operators, in: *The Journal of Philosophy* 67 [1970], 1007–1023; 1015f.).

5. Die Plausibilitätsreplik

Tolerant ist ein Antiskeptiker dann, wenn er die globalen, das heißt unser ganzes System empirischer Überzeugungen unterhöhrenden skeptischen Alternativen wie etwa das Szenario der Gehirne im Tank als möglich, aber unwirklich betrachtet. Sie für möglich halten heißt, den Apriorismus ablehnen. Sie als unwirklich aufzufassen, bedeutet hingegen, der skeptischen Schlußfolgerung, wie sie namentlich Peter Unger zu akzeptieren bereit ist,²² trotz ihrer logischen Möglichkeit zu widerstehen. Und das läßt sich wiederum auf zwei Arten bewerkstelligen: Der eine Weg führt über eine Ablehnung des Abgeschlossenheitsprinzips (AP), der andere über eine Zurückweisung von Prämissen des Typs (P2). Dem zweiten Verfahren wende ich mich in § 7 zu.

In bezug auf das vom Skeptiker ins Feld geführte, paradigmatische Szenario der Gehirne im Tank schreibt Robert Nozick: „The skeptic’s possibility is a *logically coherent* one“.²³ Er begründet seine tolerante Haltung im wesentlichen mit der Metaüberlegung, daß jedes antiskeptische Raisonement, welches das Gegenteil zu zeigen vorgibt, seinerseits vom betrügerischen Wissenschaftler in den Gehirnen der Tanksubjekte hervorgerufen worden sein könnte – mitsamt dem irreführenden Gefühl, das Raisonement sei überzeugend. Nozicks Affinität zu den skeptischen Alternativen und Szenarien zeigt sich auch insofern, als er einen Wissensbegriff mit einem *kontrafaktischen* Element propagiert, das für sich genommen schon eng verwandt ist mit der Idee möglicher Welten im allgemeinen und mit skeptischen Möglichkeiten im besonderen.

Der Begriff des Wissens setzt sich laut Nozick²⁴ aus vier Komponenten zusammen. Die ersten zwei sind klassisch und finden sich bereits in Platons *Theätet* (201 d): Wenn ein Subjekt S weiß, daß p, dann gilt:

- (1) p ist wahr
- (2) S glaubt, daß p.

Wie andere Externalisten vor ihm auch²⁴ ergänzt Nozick diese beiden Voraussetzungen allerdings nicht durch eine Rechtfertigungsklausel der Form „S hat gute Gründe für seine Überzeugung, daß p“, sondern durch eine Bedingung, welche eine Beziehung zwischen der Tatsache, daß p, und der Überzeugung von S, daß p, herstellt. Nozick teilt diese Bedingung, die er „Wahrheitssensitivität“ respektive „Wahrheitsverfolgung“ nennt,²⁵ in zwei kontrafaktische Konditionale auf, nämlich:

- (3) Wenn p falsch wäre, würde S nicht glauben, daß p
- (4) Wenn p wahr wäre, würde S glauben, daß p.

Zusammengenommen garantieren (3) und (4), daß die Überzeugung von S stets gemeinsam mit dem Zustand der Welt variiert und der Wahrheit in dem Sinne „nachspürt“.

(4) mutet insofern sonderbar an, als die Verwendung des Konjunktivs suggeriert, p sei falsch – was, wie wir aus (1) ja wissen, gerade nicht zutrifft. Das Konditional (4) ist hier im Sinne der Mögliche-Welten-Semantik deshalb so zu verstehen, daß es als Ganzes dann wahr ist, wenn S in allen der aktuellen Welt *am nächsten liegenden* Welten, in denen p der Fall ist (und dazu gehört auch die aktuelle Welt selbst), p auch glaubt.²⁶ Eine analoge Lesart gilt

²² P. Unger (Ingorage [Oxford 1975]) kommt aufgrund eines Argumentes, das demjenigen von § 4 ähnelt, zu folgendem Schluß: „no one ever knows anything about the external world“ (14).

²³ R. Nozick, *Philosophical Explanations* (Oxford 1981) 169, Hervorhebung A. B.

²⁴ Der *locus classicus* des epistemologischen Externalismus ist A. I. Goldman, *A Causal Theory of Knowing*, in: *The Journal of Philosophy* 64 (1967) 357–372.

²⁵ Siehe Nozick, *Philosophical Explanations*, 175f. und 178.

²⁶ Das macht im übrigen klar, daß die Bedingung (2) im Grunde genommen überflüssig ist, weil sie aus (1) und (4) folgt.

auch für (3), wobei die aktuelle Welt natürlich nicht zu den ihr benachbarten Welten gehört, in denen *p* falsch ist.

Nozicks Ansatz erweist sich beim Umgang mit dem Skeptizismus vorderhand als sehr leistungsfähig. Nehmen wir zunächst den von ihm nicht diskutierten Fall der Zebras und Maulesel. Hier (wie anderswo auch) bringt der Skeptiker eine der tatsächlichen Situation verwandte Situation ins Spiel, in der das betroffene Subjekt etwas Falsches glauben würde – nämlich daß das Tier dort ein Zebra sei (obwohl es sich in Tat und Wahrheit um einen geschickt bemalten Maulesel handelte). Und da das Subjekt diese hypothetische Situation nicht von der wirklichen unterscheiden kann, so lautet das Argument weiter, weiß es nicht, ob es sich bei jenem Tier um ein Zebra handelt. Mit Hilfe des eben definierten Wissensbegriffs läßt sich die skeptische Überlegung, wie es scheint, auch wie folgt darstellen: Die hypothetisch-fiktive Situation mit den bemalten Mauleseln legt nahe, daß die Bedingung (3) verletzt ist und daß *S* infolgedessen nicht weiß, daß *p*. Denn in dieser Situation würde *S* im Widerspruch zu (3) ja nach wie vor glauben, daß *p*, obwohl *p* nicht der Fall wäre. Dementsprechend scheint Nozicks Ansatz das skeptische Argument aus § 4 zu stützen.

Das Gegenteil trifft zu. Die kontrafaktischen Konditionale (3) und (4) gelten nämlich nur für diejenigen möglichen Welten (respektive für diejenigen Situationen), die der aktuellen Welt am ähnlichsten sind. Demnach ist die Bedingung (3) nur dann verletzt, wenn es in der unmittelbaren Nachbarschaft der aktuellen Welt eine Welt gibt, in der *S* glaubt, daß *p*, obwohl *p* falsch ist. Die vom Skeptiker ins Feld geführte Situation mit den bemalten Mauleseln findet sich indessen nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft der effektiv vorliegenden Situation. Denn der naheliegendste und häufigste Fall, in dem sich statt der Zebras irgendwelche andere Tiere im Gehege befinden (und *p* mithin falsch ist), ist mit Sicherheit ein anderer: zum Beispiel der Fall, in dem die Antilopen vom Gehege nebenan wegen größerer Unterhaltsarbeiten vorübergehend ins Zebra-Gehege verlegt wurden.

In einer solchen Situation wird *N. N.* aber *nicht* glauben, das Tier dort sei ein Zebra. Die Bedingung (3) wird durch die vom Skeptiker geschilderte Situation also nicht verletzt, weil sie zu abgelegen (sprich: unplausibel) ist. Um die Bedingung (3) zu erfüllen, muß *N. N.* mit anderen Worten lediglich die naheliegenden Nicht-*p*-Fälle ausschließen können – etwa den eben geschilderten Fall mit den Antilopen oder einen analogen Fall mit Gazellen. Folglich kann *N. N.* selbst dann *wissen*, daß das Tier dort ein Zebra ist, wenn er die abwegige Möglichkeit, daß es ein bemalter Maulesel sein könnte, nicht auszuschließen vermag.²⁷

Analoges gilt, und hier äußert sich Nozick nun explizit, für die globalen skeptischen Alternativen wie Descartes' Dämonhypothese oder das Szenario von den Gehirnen im Tank. Er räumt ein, daß wir die vom Skeptiker hier ins Feld geführten Möglichkeiten nicht auszuschließen vermögen. Wir können mit anderen Worten nicht wissen, daß sie falsch sind: „The skeptic asserts we do not know his possibilities don't obtain, and he is right.“²⁸ Dementsprechend würde Nozick im Argument von § 4 dem Satz (P2) durchaus zustimmen. Dieses Eingeständnis hat, so betont er, allerdings keine weiteren Konsequenzen. Insbesondere zieht es keine Unwissenheit bezüglich der gewöhnlicheren Sachverhalte nach sich: Ich weiß, daß ich jetzt an einem Computer sitze und schreibe – und zwar ganz einfach darum, weil diesbezüg-

²⁷ Diese Überlegung dürfte meines Erachtens klar machen, weshalb Nozick mit dem Ansatz sympathisiert, der sich in diesem Zusammenhang auf „relevante Alternativen“ beschränkt: In der geschilderten Zoo-Situation ist das Szenario der bemalten Maulesel im Gegensatz zu demjenigen der Antilopen epistemisch nicht relevant. Anders verhielte es sich jedoch, wenn der Zoo wegen Betrügereien aller Art vorgängig in die Schlagzeilen geraten wäre. Dann läge eine neue Situation vor, bei der eine wesentlich größere Zahl von Alternativen als relevant gelten müßte.

²⁸ Nozick, *Philosophical Explanations*, S. 201.

lich alle vier Bedingungen für das Vorliegen von Wissen erfüllt sind: Es ist wahr, daß ich jetzt an einem Computer sitze und schreibe [Bedingung (1)]; ich glaube es [Bedingung (2)]; wenn ich jetzt nicht an einem Computer säße und schriebe, würde ich es nicht glauben [Bedingung (3)];²⁹ und wenn ich jetzt am Computer säße und schriebe, würde ich glauben, daß ich es täte [Bedingung (4)].³⁰

Auf das Argument von § 4 übertragen hieße das, daß Nozick neben (P2) auch die Negation von (KS) akzeptieren würde. Folglich wären seines Erachtens sowohl die Prämisse (P1) als auch deren Verallgemeinerung (AP) falsch. Die Falschheit des Abgeschlossenheitsprinzips behauptet er sogar explizit: „Principle [(AP)] is wrong [...], and not merely in detail. Knowledge is not closed under known logical implication.“³¹

6. Interne und externe Schwierigkeiten

Nozicks tolerante Antwort auf den Skeptizismus hat sicher zahlreiche Verdienste. Aber sie hält einer genaueren Betrachtung nicht stand. Die eine der beiden Hauptschwierigkeiten, die sich ihr stellen, ist internen, die andere hingegen externen Ursprungs. Intern hat Nozick mit dem Problem zu kämpfen, daß sich seine ungedämpfte Ablehnung des Abgeschlossenheitsprinzips (AP) genau genommen nicht mit seinem kontrafaktischen Wissensbegriff verträgt. Um sagen zu können, ob ein bestimmtes Subjekt in einer gegebenen Situation die Bedingung (3) erfüllt oder nicht, muß man evaluieren, was dieses Subjekt in anderen, dem vorliegenden Kontext sehr ähnlichen Situationen glauben würde. Wenn es beispielsweise in Anwesenheit einer Antilope ebenfalls glaubte, es handle sich dabei um ein Zebra, wäre die Bedingung (3) verletzt. Folglich muß das Subjekt zumindest *einige* mit der Zebra-Hypothese unverträgliche Hypothesen ausschließen können, bevor man ihm Wissen über Zebras zuschreiben kann.

Und das heißt wiederum, daß das Abgeschlossenheitsprinzip in eingeschränkter Form auch bei Nozick gültig ist. Insbesondere gilt: Wenn S weiß, daß p, und wenn S weiß, daß es *in einer der aktuellen Welt benachbarten möglichen Welt* einen mit p unverträglichen Sachverhalt q gibt, so weiß S, daß q nicht der Fall ist. Dies ist auch sehr naheliegend, weil unsere Sprache zu einem großen Teil kontrastiv funktioniert: Bis zu einem gewissen Grad wird die Bedeutung eines Wortes wie „Zebra“ nämlich *in Opposition* zu respektive in Abgrenzung zu anderen Bedeutungen innerhalb desselben *semantischen Feldes* bestimmt. Wer *weiß*, was ein Zebra ist, weiß deshalb auch, daß Zebras keine Antilopen oder Gazellen sind. Es ist aber gerade dieses Wissen, das eine zumindest begrenzte Anwendung des Abgeschlossenheitsprinzips (AP) ermöglicht und das man unbedingt braucht, um die kontrafaktischen Konditionale (3) und (4) innerhalb der Nozickschen Wissensdefinition überhaupt auswerten zu können.

Aber weshalb könnte Nozick dem nicht einfach zustimmen und einräumen, daß (AP) zwar nicht uneingeschränkt, aber immerhin für eine bestimmte Teilmenge der aus p folgenden Propositionen q gültig ist? Nun, das funktioniert deshalb nicht, weil sich keine solche Teil-

²⁹ Denn die der aktuellen Welt am nächsten liegenden möglichen Welten, in denen ich nicht am Computer sitze und schreibe, sind solche, in denen ich am Fenster stehe und hinausblicke oder in denen ich am Anschlagbrett stehe und lese. Die mögliche Welt, in der ich jetzt *träume*, daß ich jetzt am Computer sitze und schreibe, ist hingegen weiter von der aktuellen Welt entfernt als die eben beschriebenen Welten.

³⁰ A. a. O. 203 f.

³¹ A. a. O. 206.

menge *bestimmen* läßt. Ein naheliegender Versuch, der Idee semantischer Felder hier Rechnung zu tragen, bestünde etwa darin, den Anwendungsbereich von (AP) auf diejenigen Propositionen q einzuschränken, die allein aufgrund ihrer logisch-semantischen Merkmale aus p folgen (so daß das Konditional „Wenn p , dann q “ analytisch wird). Dann erhielte man:

(AP*) Wenn S weiß, daß p , und wenn S weiß, daß q aus p analytischerweise folgt, dann weiß S , daß q .

Nur hilft das nicht weiter, weil es erstens kein brauchbares Analytizitätskriterium gibt und weil zweitens selbst das Vorliegen eines Kriteriums nicht dazu führen würde, daß die beiden Sätze „Wenn etwas ein Zebra ist, dann ist es keine Antilope“ und „Wenn etwas ein Zebra ist, dann ist es kein bemalter Maulesel“ *unterschiedlichen* Seiten der betreffenden analytisch/synthetisch Unterscheidung zugeordnet werden müßten. Denn weshalb sollte *irgendeinem* Kriterium zufolge der Kontrast zwischen „Zebra“ und „Antilope“ *semantischer* (d. h. analytischer) Natur sein, während der vom Skeptiker ausgenutzte Gegensatz zwischen „Zebra“ und „bemalter Maulesel“ demgegenüber bloß einen empirischen (d. h. synthetischen) Charakter hätte?

Nozicks internes Problem besteht allgemeiner gesagt nicht, wie man auf den ersten Blick zu meinen geneigt ist, primär darin, daß er wegen des kontrafaktischen Charakters seines Wissensbegriffs eine *Metrik für mögliche Welten* vorlegen müßte, die es ihm gestatten würde, die Ähnlichkeit beziehungsweise den „Abstand“ zwischen zwei möglichen Welten zu messen oder zumindest abzuschätzen. Der Argumentation halber wollen wir vielmehr annehmen, daß dies David Lewis in befriedigender Weise bereits gelungen sei. Nein, das eigentliche Problem besteht vielmehr darin, daß Nozick auch relativ zu einer gegebenen Metrik nicht anzugeben vermag, wo die für das Wissen relevanten Situationen (respektive Welten) aufhören und wo die zwar ebenfalls möglichen, aber in epistemischer Hinsicht zu abwegigen oder zu unplausiblen Szenarien (respektive Welten) beginnen. Kein semantisches, probabilistisches oder wie auch immer geartetes Kriterium wird in der Lage sein, hier eine Grenze zu ziehen, welche einerseits sämtliche skeptischen Hypothesen als epistemisch zu abwegig ausschließt und andererseits alle „relevanten Alternativen“ einschließt, die Nozick für seine kontrafaktische Analyse und das eingeschränkt gültige Abgeschlossenheitsprinzip unbedingt bräuchte.

Doch auch unabhängig davon – hiermit bin ich bei meinem externen Kritikpunkt angelangt – vermag dieser Ansatz die Anliegen der Antiskeptiker nicht wirklich zu untermauern, weil er im Grunde genommen genau das voraussetzt, was er eigentlich zeigen sollte. Denn Nozick nimmt einfach an, daß die *aktuale* Welt diejenige ist, in der ich jetzt am Computer sitze und schreibe (und nicht etwa diejenige, in der ich ein Gehirn im Tank bin). Aber das steht, zumindest wenn man dem Skeptiker nicht von vornherein den Zutritt zur philosophischen Diskussion verweigert, ja gerade zur Debatte. Nozick nimmt, wie wir in § 5 gesehen haben, sowohl im Falle der Zebras als auch im Falle globaler skeptischer Szenarien einfach an, daß die Bedingung (1) erfüllt ist und daß Sätze wie „Das Tier dort ist ein Zebra“ oder „Ich sitze jetzt am Computer und schreibe“ wahr sind.³² Unter dieser Voraussetzung ist es ihm dann natürlich ein leichtes, die skeptischen Szenarien als solche darzustellen, die dem tatsächlichen Verlauf der Dinge sehr unähnlich sind.

Aus den beiden genannten Hauptgründen läßt sich Nozicks Position nicht aufrechterhalten. So verbleiben ihm noch zwei Möglichkeiten: Entweder verzichtet er auf die einer *petitio principii* gleichkommende Voraussetzung, daß die skeptischen Möglichkeiten nicht-aktual sind; dann vermag er nur noch auf moderate, aposteriorische Weise zu begründen, weshalb

³² In bezug auf die Bedingungen (3) und (4) macht Bredo C. Johnsen (Relevant Alternatives and Demon Skepticism, in: The Journal of Philosophy 84 [1987], 643–653; 644) einen ähnlichen Punkt.

die antiskeptische Haltung der skeptischen vorgezogen werden sollte. Oder er stärkt die apriorische Seite seiner Doktrin, indem er die globalen Dämon-, Traum- und Gehirnszenarien eben doch an den Rand des Unsinnigen oder Unverständlichen rückt. Wie er sich auch immer entscheidet, schlägt sein toleranter Antiskeptizismus jedoch in eine extremere Position um.

7. Kontextualismus

Nozicks toleranter Antiskeptizismus beruht also nach meiner Lesart auf der Idee, man könne den skeptischen Argumenten wie demjenigen von § 4 durch eine Außerkraftsetzung oder Einschränkung des Abgeschlossenheitsprinzips (AP) begegnen. Um dies aber effektiv leisten zu können, müßte man nicht nur eine Ähnlichkeitstheorie (sprich: Metrik) für mögliche Welten vorlegen, sondern vor allem auch ein semantisch, probabilistisch oder sonstwie verankertes Kriterium, das den Anwendungsbereich von (AP) auf die für die aktuelle Welt „epistemisch relevanten“ möglichen Welten einschränkt (was seinerseits schon voraussetzt, daß man weiß, welche der möglichen Welten die aktuelle Welt ist). Da man aber selbst relativ zu einer ganz gewöhnlichen wissenschaftlichen Hypothese nie von vornherein bestimmen kann, welche neuen Einsichten und Befunde möglicherweise einmal für oder gegen sie sprechen werden,³³ ist die Hoffnung auf eine antiskeptisch verwertbare „Allgemeine Theorie der epistemischen Relevanz“ völlig illusorisch.

Dem toleranten Antiskeptiker steht allerdings noch ein anderer Weg offen. Anstatt sich, wie Nozick, bei der Suche nach semantisch oder probabilistisch fundierten Beschränkungen des Abgeschlossenheitsprinzips (AP) in eine Reihe unüberwindbarer Schwierigkeiten zu verstricken, kann er die Allgemeingültigkeit des letzteren einfach akzeptieren – dann nämlich, wenn es ihm im Gegenzug gelingt, die Proliferation skeptischer Zweifel mit anderen Mitteln zu beschränken. Der beste entsprechende Ansatz besteht im wesentlichen darin, anstatt des Abgeschlossenheitsprinzips (AP) die jeweilige skeptische Prämisse des Typs (P2) zurückzuweisen, und zwar mit Hilfe einer kontextualistischen Theorie der Wissenszuschreibung. Michael Williams, neben David Lewis der wichtigste Verfechter dieses Ansatzes, schreibt in bezug auf das Abgeschlossenheitsprinzip (von ihm kurz „closure“ genannt) sogar: „it is by holding on to closure, not by rejecting it, that we learn something about how the sceptic goes wrong“.³⁴

Der kontextualistischen Theorie der Wissenszuschreibung liegt eine – im übrigen auch von Wittgenstein akzeptierte – Annahme zugrunde, wonach sich Wissens- und Unwissenszuschreibungen wie „Ich weiß, daß p“ oder „Sie weiß *nicht*, daß p“ nur relativ zu ihren jeweiligen Äußerungszusammenhängen überhaupt evaluieren lassen.³⁵ Der Kontext legt fest, welche potentiellen Belege überhaupt als zulässige Beweismittel für oder gegen die betreffende Äußerung ins Feld geführt werden können und welche nicht. Er bestimmt die

³³ Der Grund, weshalb sich nicht von vornherein angeben läßt, welche Belege einmal für oder gegen eine wissenschaftliche Hypothese sprechen werden, liegt *pace* Hempel/Oppenheim darin, daß diese potentiellen Belege nicht ausschließlich aus den *logischen Konsequenzen* der Hypothese rekrutiert werden können. Siehe dazu L. Laudan, *Damn the Consequences!*, in: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 69 (1995) 27–34; 29f.

³⁴ M. Williams, *Unnatural Doubts* (Princeton 1996) 350.

³⁵ Siehe Wittgenstein, *Über Gewißheit*, §§ 333 f. Im Unterschied zu „toleranten“ Kontextualisten wie Lewis und Williams scheint Wittgenstein das Abgeschlossenheitsprinzip (AP) jedoch abzulehnen – das legen zumindest die Beispiele nahe, die er auf S. 565 der *Philosophischen Untersuchungen* (Werkausgabe, Band 1 [Frankfurt am Main 1984]) und in § 237 von *Über Gewißheit* diskutiert.

Grenzen des betreffenden Sprachspiels und limitiert somit auch die Klasse der möglichen Gründe, welche man zur Stützung oder zum Bezweifeln einer Äußerung überhaupt geltend machen darf. Wenn, um ein Beispiel Austins³⁶ zu verwenden, jemand in einer ganz alltäglichen Situation sagt: „Ich weiß, daß der Vogel dort auf dem Ast ein Distelfink ist – denn er hat einen roten Kopf“, so ist es zwar legitim, diese Selbstzuschreibung mit dem Hinweis „Aber Spechte haben auch rote Köpfe“ in Zweifel zu ziehen; doch würde man in diesem Zusammenhang die Frage „Aber woher weißt du, daß es kein ausgestopfter Distelfink ist?“ nicht als angemessen oder sinnvoll gelten lassen.

Im Gegensatz zu radikaleren Kontextualisten wie Wittgenstein und Putnam, die globale skeptische Erwägungen wie „Woher weißt du, daß du jetzt nicht träumst?“ unter keinen Umständen für sinnvoll, kohärent oder intelligibel halten,³⁷ betrachten Williams und Lewis die Bedenken respektive Szenarien des Skeptikers aber als zulässige, berechnete Züge innerhalb eines bestimmten Sprachspiels – nämlich desjenigen der Philosophie. Im *philosophischen* Kontext, der im wesentlichen durch das *Fehlen* jeglicher alltäglicher, wissenschaftlicher etc. Einschränkungen charakterisiert ist, kann jede auch noch so abwegig scheinende Möglichkeit ins Spiel gebracht werden. Betrachtet man die Dinge aus einer derart weiten Perspektive, so geht das Argument von § 4 durch. Dann ist die Konklusion (KS) richtig – aber eben nur relativ zu diesem philosophischen Kontext.³⁸

In einer alltäglichen Situation wie der oben beschriebenen ist es jedoch richtig, von einer Person (N.N.), die Distelfinken von Spechten unterscheiden kann, zu sagen, sie wisse, daß der Vogel dort auf dem Ast ein Distelfink sei. Denn in einem gewöhnlichen Zusammenhang ist die in Analogie zum Argument von § 4 konstruierte Prämisse

(P2*) N.N. weiß nicht, daß der Vogel dort auf dem Ast kein ausgestopfter Distelfink ist

falsch, da die darin beschriebene Option nicht zum Möglichkeitsraum des Kontextes gehört und somit auch kein Gegenstand des Unwissens sein kann. (P2*) vermag also nicht als Prämisse eines Argumentes zu dienen, das die Korrektheit skeptischer Konklusionen in gewöhnlichen Alltagssituationen zu stützen versucht. Es gibt zwar Kontexte, in denen (P2*) wahr ist, doch gehört das oben beschriebene Alltagszenario *ex hypothesi* nicht dazu.

Wie jedoch entscheidet man, in welchem Kontext sich eine Person befindet, der man ein bestimmtes Wissen oder Unwissen zuschreiben will? Woran erkennt man, welches Sprachspiel gerade gespielt wird und welche Möglichkeiten respektive potentiellen Belege infolgedessen unberücksichtigt bleiben können oder müssen? Laut Williams und Lewis genügt schon allein die bloße *Kontemplation* oder das bloße *Erwähnen* einer im Gespräch bisher ignorierten (also weder explizit diskutierten noch implizit vorgewetzten) Möglichkeit, um das Sprachspiel zu verändern:

What is and what is not being ignored is a feature of the particular conversational context. No matter how far-fetched a certain possibility may be, no matter how properly we might have ignored it in some other context, if in *this* context we are not in fact ignoring it but attending to it, then for us now it is a relevant alternative.³⁹

Und das gilt insbesondere für die vom Sceptiker typischerweise ins Feld geführten Möglichkeiten. So kann die schiere Anwesenheit des Sceptikers den alltäglichen Kontext in einen philosophischen verwandeln und dadurch die vorgängig völlig zu Recht gemachten Wis-

³⁶ Siehe Austin, *Other Minds*, 83 f.

³⁷ Siehe Anm. 7 sowie Putnam, *Skepticism*, 246–249.

³⁸ Siehe Williams, *Unnatural Doubts*, 129 f.

³⁹ D. Lewis, *Elusive Knowledge*, in: *Australasian Journal of Philosophy* 74 (1996) 549–567; 599, Hervorhebung D. L. Siehe auch Williams, *Unnatural Doubts*, 352 f.

senszuschreibungen schlagartig unterminieren. In dem Sinne destabilisiert die epistemologische Reflexion unser Wissen – allerdings nur vorübergehend. Denn solange keine skeptischen Bedenken erhoben werden, bleibt unser Wissen intakt; und wenn man sich nach destabilisierenden erkenntnistheoretischen Diskussionen wieder alltäglicheren Dingen zuwendet, nimmt unser vorgängig aufgelöstes Wissen schnell wieder feste Konturen an.⁴⁰ Und insofern ist die Position des Skeptikers mindestens ebenso instabil wie das Wissen selbst.

Die von Williams und Lewis eingenommene Haltung ist insofern toleranter als diejenige Nozicks, als sie den Standpunkt des Skeptikers nicht bloß als kohärent hinstellt, sondern ihm bis zu einem gewissen Grad sogar Recht gibt. Zwar erweist sich dem Ansatz von Williams und Lewis zufolge das in § 4 skizzierte Argument wegen der Relativität der Prämisse (P2) nicht als allgemeingültig – deshalb kann der Skeptiker weder die Möglichkeit noch die Existenz von empirischem Wissen rundweg leugnen –, doch zeigen die jeweils nur lokal zum Tragen kommenden skeptischen Überlegungen immerhin auf, daß unsere Erkenntnis ihrerseits nicht die Festigkeit oder Universalität besitzt, die sie bei oberflächlicher Betrachtung aufzuweisen scheint.⁴¹

8. Die Inflation des Wissens

Meines Erachtens ist der Kontextualismus, wie fruchtbar und verdienstvoll er in anderen Gebieten auch sein mag, im Zusammenhang mit der Wissensproblematik jedoch fehl am Platz – und zwar nicht etwa deshalb, weil er sophistisch oder übertrieben kompliziert wäre, sondern weil er zu einem falschen Resultat führt. Das betreffende Problem läßt sich – darauf werde ich am Schluß dieses Abschnittes zu sprechen kommen – nicht durch konsistente Korrekturen am kontextualistischen Ansatz beheben.

Die Kontextualisierung von Wissenszuschreibungen entlang der in § 7 beschriebenen Leitlinien macht, so mein erster Punkt, das Wissen trotz der unleugbaren Konzession an den Skeptiker *zu billig*. Die Kontextualisierung wird nämlich nicht durch ein regulatives Prinzip eingeschränkt, welches verhindern würde, daß mitunter *jede* wahre Überzeugung als Wissen anerkannt werden muß. Sie geht von einer ohne Zweifel richtigen Feststellung aus, wonach der Skeptiker im Möglichkeitsraum einen ungewöhnlich distanzierten Standpunkt mit einem ungewöhnlich breiten Blickwinkel einnehmen muß, um unseren alltäglichen Wissensansprüchen überhaupt geeignete skeptische Alternativen zur Seite stellen zu können. Indem Williams und Lewis nun innerhalb des Möglichkeitsraums eine bewegliche, kontextrelative Begrenzung einführen, verhindern sie zwar, daß man *zu vielen* Alternativen Rechnung tragen muß, bevor man überhaupt von Wissen sprechen kann. Doch lassen sie außer acht, daß die kontextuelle Begrenzung eine zweiseitige Sache ist. Sie führt im Gegenzug nämlich auch dazu, daß man bereits dann von Wissen sprechen kann, wenn man noch *zu wenigen* Alternativen (im Extremfall: gar keine) evaluiert hat.

Wenn der jeweils zu berücksichtigende Kontext einer Äußerung nämlich dadurch bestimmt wird, was in der betreffenden Situation gesagt, gedacht oder implizit vorausgesetzt

⁴⁰ Lewis schreibt: „That is how epistemology destroys knowledge. But it does so only temporarily. The pastime of epistemology does not plunge us forevermore into its special context. We can still do [...] a lot of knowing, and a lot of true ascribing of knowledge to ourselves and others, the rest of the time“ (Elusive Knowledge, 559).

⁴¹ So schreibt Williams: „The sceptic takes himself to have discovered, under the conditions of philosophical reflection, that knowledge of the world is impossible. But in fact, the most he has discovered is that knowledge of the world is *impossible under the conditions of philosophical reflection*“ (Unnatural Doubts, 130, Hervorhebung M. W.).

wird, so kann er im Grunde genommen beliebig eng ausfallen. Nehmen wir zum Beispiel jemanden, der sich in zoologischen Dingen schlecht auskennt, aus dem Fenster schaut, einen Vogel mit rotem Kopf sieht und einzig und allein aus diesem Grund zu einer anderen, ornithologisch ebenso unbewanderten Person sagt: „Der Vogel dort auf dem Ast ist ein Distelfink“. Wenn die Äußerung zufälligerweise wahr ist, der Sprecher und sein Hörer aber nicht die leiseste Ahnung davon haben, ob und wie viele andere einheimische Vögel rote Köpfe haben, so muß laut der kontextualistischen Doktrin dem Sprecher in dieser Situation *Wissen* zugeschrieben werden – und zwar darum, weil es ihm (und seinem Gesprächspartner) aus schierer Ignoranz gar nicht in den Sinn kommt, daß auch andere Hypothesen mit den vorhandenen Belegen (der Rotköpfigkeit des Vogels) verträglich sein könnten.

Schiere Ignoranz ist indessen nur ein Faktor, der zu einer drastischen Schrumpfung der überhaupt in Betracht gezogenen Möglichkeiten führen kann: Gedankenlosigkeit, mangelnde Phantasie, Faulheit oder sogar unzureichende Kenntnisse der gesprochenen Sprache vermögen den Kontext ebenfalls über Gebühr zu verkleinern. Unter solchen Umständen wird das Wissen zu einem in Hülle und Fülle vorhandenen Nebenprodukt der freiwilligen oder unfreiwilligen Borniertheit der betreffenden Erkenntnissubjekte. Das kommt einem völlig unerwünschten Resultat gleich, welches hinreichend klar machen dürfte, daß der Schuß des Antiskeptikers nach hinten losgegangen ist.⁴²

Um diese Schwierigkeit zu beheben, müßte der Kontextualist folglich ein von den Gedanken und Äußerungen der beteiligten Erkenntnissubjekte unabhängiges Kriterium einführen, welches gewisse *minimale* Bedingungen für das Vorliegen des kleinsten epistemisch noch evaluierbaren Kontextes und damit für das Vorliegen von Wissen respektive Unwissenheit spezifiziert. Wegen der Unabhängigkeit von subjektiven Vorgängen wie den gerade gedachten Gedanken müßte sich ein solches Kriterium aber offensichtlich auf bestimmte *objektive* Aspekte der Äußerungssituation beziehen – etwa darauf, wo und wann genau die Behauptung aufgestellt worden ist. Aspekte dieser Art spielen in der alltäglich Praxis unleugbar eine Rolle, gelten doch zum Beispiel im Gerichtssaal strengere Maßstäbe als in der Kneipe. Indessen geht es hier nicht um die durch externe Faktoren bestimmte Varianz der Maßstäbe als solche, sondern darum, der Varianz eine untere, an den objektiven Gegebenheiten des Kontextes orientierte Grenze zu setzen, um eine völlige Trivialisierung und Entleerung von Wissensansprüchen zu verhindern.

Im eben diskutierten Distelfink-Beispiel gibt es aber offensichtlich gar keine externen Faktoren, welche die unerwünschte Proliferation des Wissens verhindern könnten. Anstelle des ornithologischen Laien, der die glücklicherweise wahre Distelfink-Behauptung aufstellt, ohne daß von ihm oder seinem Gesprächspartner irgendwelche weiteren Gedanken oder Worte an mögliche Alternativen verloren worden wären, können wir uns nämlich auch eine zoologisch höchst versierte Person vorstellen, welche in der gleichen Situation dasselbe sagt – und zwar ebenfalls ohne an irgendwelche möglichen Alternativen erinnert worden zu sein. Dieser Person werden wir aber ohne zu zögern genuines Wissen zuschreiben – ganz im Gegensatz zum Laien, der einfach nur Glück gehabt hat. Was diesen Unterschied erklärt, kann aber kein Aspekt des externen Kontextes sein. Denn dieser ist *ex hypothesi* in beiden

⁴² Putnam hat die Wurzel dieser Schwierigkeit richtig diagnostiziert, wenn er, an die Adresse von Michael Williams gerichtet, schreibt: „The problem [...] is that for Williams what fixes or changes a context is merely what doubts are *thought of*. And this makes knowledge contexts an essentially superficial matter“ (Skepticism, 262, Hervorhebung H. P.). Im Gegensatz zum eben Gesagten zieht er daraus allerdings den Schluß, daß Wissen dadurch zu *teuer* werde, weil zum Beispiel vor Gericht die bloße Erwähnung von Einbildungen oder Träumen genügen würde, um die Glaubwürdigkeit eines beliebigen Zeugen zu unterhöhlen.

Fällen gleich. Folglich fehlen dem Kontextualisten die benötigten Ressourcen, um dem Laien Wissen abzusprechen.

Es würde auch nicht helfen, wenn der tolerante Antiskeptiker als letzten Ausweg die Vorkenntnisse der beiden Erkenntnissubjekte zum Kontext zählte. Zwar sind diese voneinander verschieden und ohne Zweifel auch der Grund dafür, weshalb wir *de facto* nur im einen Fall bereit sind, von Wissen zu sprechen. Doch haben Vorkenntnisse den für den Kontextualismus verheerenden Nachteil, implizit und kontextinvariant zu sein. Sobald eine Person zum Beispiel ein einziges Mal von einer skeptischen Alternative zu einer bestimmten Überzeugung gehört hat, muß man das Wissen um die Existenz dieser Alternative im Grunde genommen schon zu ihren Vorkenntnissen rechnen; wenn das Vorwissen Teil des Kontextes einer jeden Äußerung wäre, müßte das Erkenntnissubjekt infolgedessen immer und überall in der Lage sein, jene skeptische Alternative auszuschließen, bevor man ihm in irgendeiner konkreten Situation zubilligen könnte, daß seine Überzeugung den Status von genuinem Wissen habe.

Ironischerweise entspricht ein solches Resultat jedoch genau dem, was der Skeptiker immer schon behauptet hat (siehe § 4). Dementsprechend führt es die Grundidee des epistemischen Kontextualismus *ad absurdum*. Aber gleichzeitig illustriert es auf exemplarische Art, welcher unheilvollen Dynamik tolerante Zwischenpositionen im allgemeinen unterworfen sind: Um zu verhindern, daß die von ihm ursprünglich vorgeschlagene antiskeptische Strategie das Wissen zu einer überall und beliebig verfügbaren, zunehmend wertlosen Währung macht, müßte der Kontextualist seinen Begriff des Kontextes revidieren und derart ausdehnen, daß im Gegenzug beinahe keine Überzeugungen mehr als Wissen gelten könnten. So oder so kippt also auch diese zweite tolerante Mittelposition in eine extremere Haltung um. Sie erweist sich mit anderen Worten als instabil und muß infolgedessen ebenso verworfen werden wie Nozicks Versuch, auf beiden Hochzeiten zu tanzen.

9. Jenseits der Debatte

Daß der tolerante Antiskeptizismus keinen gangbaren Mittelweg darstellt, ist ein negatives und mithin recht bescheidenes Resultat. Weil das Skeptizismusproblem den zentralen Kristallisationspunkt der Erkenntnistheorie darstellt, verdienen es aber alle in diesem Zusammenhang vorgeschlagenen Lösungsansätze, einer eingehenden Prüfung unterzogen zu werden. Und immerhin kann die Beseitigung oder Schwächung eines anfänglich so attraktiven Ansatzes wie des toleranten Antiskeptizismus den positiven Nebeneffekt haben, daß die philosophische Forschung vermehrt dort ansetzt, wo mittel- und langfristig die erfolgversprechenderen Resultate zu erwarten sein dürften.

Möglicherweise zeigt sich der wichtigste Aspekt des vorliegenden Befundes aber erst bei einer distanzierteren Betrachtung aus einer anders gelagerten Perspektive. Möglicherweise steht hintergründig doch mehr auf dem Spiel, als die plakative Rivalität verschiedener antiskeptischer Positionen vermuten ließe. Meines Erachtens kann nämlich die Instabilität des toleranten Antiskeptizismus auch als sprechendes Indiz dafür gewertet werden, daß die der erkenntnistheoretischen Debatte zugrundeliegende Konzeption des Wissens eine durchdringende, aber schwer zu ordnende Inkohärenz enthält. Demnach wäre die Unbeständigkeit dieses Standpunktes also nicht primär seinen eigenen Unzulänglichkeiten zuzuschreiben, sondern als mehr oder weniger unausweichliches Symptom einer tieferliegenden, unbeachtet gebliebenen Unstimmigkeit zu verstehen.

Der tolerante Antiskeptizismus versucht, sich in der Mitte eines Spannungsfeldes anzusiedeln, das von mehreren, einander kreuzweise entgegengesetzten Polen aufgespannt wird.

Einer dieser Pole ist der Skeptizismus selbst. Ihm steht unsere alltägliche, vielleicht nicht sonderlich reflektierte, aber plausibel wirkende Auffassung gegenüber, daß wir sehr viel wissen – daß wir also, nicht zuletzt wegen der enormen wissenschaftlichen Fortschritte, im Laufe der Zeit unzählige unbestreitbare Erkenntnisse anzusammeln vermochten. Wer einen toleranten Antiskeptizismus vertritt, wird beiden Polen etwas abgewinnen können, aber gleichzeitig auch an beiden Polen etwas auszusetzen haben. Er wird dementsprechend versuchen, die ihnen je eigenen Einsichten respektive Vorteile in seinen intermediären Standpunkt zu integrieren, ohne ihren jeweiligen Mängeln zum Opfer zu fallen.

Wenn die Doktrin des Skeptikers nicht bloß töricht ist, sondern unter anderem auch ein denkwürdiges, ja überzeugendes Moment besitzt, so muß sie zumindest gewisse Züge dessen, was wir „Wissen“ nennen, richtig erfaßt haben. Etwas Entsprechendes gilt auch für die dem Skeptizismus gegenüberstehende Auffassung, gemäß der wir über unzählige, unbestreitbare Erkenntnisse über die Welt verfügen: Auch sie muß zumindest einige Aspekte dessen, was wir „Wissen“ nennen, korrekt wiedergeben. Folglich scheint die vom toleranten Antiskeptiker eingenommene Zwischenposition das jeweils Beste aus zwei „halbrichtigen“ Ansätzen zu vereinigen. Und tatsächlich dürfte die unleugbare Attraktivität dieses Mittelwegs gerade daher rühren, daß er die Tugenden verschiedener, jeweils viel zu extremer Haltungen in sich zu vereinigen scheint.

Wenn sich nun jedoch herausstellt, daß diese ausgewogen wirkende Mittelposition von Natur aus instabil ist, so weist das auf eine Unverträglichkeit ihrer Bestandteile hin. Offenbar passen die verschiedenen Komponenten, aus denen sie gezimmert worden ist, nicht zusammen. Und das könnte wiederum bedeuten, daß unsere gängige Konzeption des Wissens, die sich in den unterschiedlichen Polen des epistemologischen Spannungsfeldes mit je unterschiedlichen Betonungen manifestiert, ihrerseits inkohärent ist. Ob sich diese Inkohärenz einfach auf eine Diskrepanz zwischen dem „intuitiven Umfang“ und dem „intuitiven Inhalt“ unseres Wissensbegriffs zurückführen läßt, wie Edward Craig behauptet (siehe § 3), wage ich allerdings sehr zu bezweifeln.

Denn sicherlich liegt dem intuitiven Umfang seinerseits eine Intension zugrunde, welche zu ihm paßt und es uns gestattet, ihn aus der Grundmenge aller potentiell möglichen Instanzen von Wissen auszusondern. Es wäre höchst sonderbar, wenn uns die alltägliche Extension des Prädikates „wissen“ völlig unmittelbar, also ohne die Vermittlung durch gemeinsame Merkmale (sondern zum Beispiel in Form einer bloßen Aufzählung einzelner Fälle), gegeben wäre. Die innere Spannung, die sich in unserem Wissensbegriff bemerkbar macht, muß ihre Wurzeln mit anderen Worten schon auf der rein intensionalen Ebene haben. Und das deutet wiederum darauf hin, daß sich der Inhalt des Wissensbegriffs unbemerkterweise aus Elementen zusammensetzt, die zwei unverträglichen *metaphysischen* Auffassungen der Subjekt-Objekt-Beziehung respektive unserer epistemischen Situation entstammen. Diesen Auffassungen auf den Grund zu gehen, wird Aufgabe einer anderen Studie sein.⁴³

⁴³ Die vorliegende Studie entstand mit Unterstützung des *Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung*, Projekt Nr. 1115-052350.97. Für Hinweise danke ich Christian Beyer.